

„Siehe, ich mache alles neu!“

Gedanken zur Jahreslosung im Kontext der Johannesoffenbarung

vorgetragen am 17.01.2026 beim Neujahrsempfang der Ev. Kirchengemeinde St. Wendel Illtal

Vor gut vierzehn Tagen lief ein *Tatort*, in dem das Märchen vom Wolf und den sieben Geißlein eine große Rolle spielte. Im Mittelpunkt stand ein neunjähriges Mädchen, das mit einem Uralt-Walkman – wie ich ihn Mitte der 80er auch einmal hatte – immer wieder genau dieses Märchen hörte. In einer Szene fragte der Kommissar das Mädchen, ob es Märchen nicht auch etwas gruselig fände; zumindest ihm sei es als Kind so gegangen. Daraufhin erwiderte das Mädchen mit strahlenden Augen:

„Märchen sind überhaupt nicht gruselig, denn am Ende ist immer alles gut.“

Vielleicht ist genau das der Grund, warum sich jeden Sonntagabend um 20:15 Millionen von Menschen vor dem Fernseher versammeln: um sich nach dem Irrsinn der vorangegangenen *Tagesschau* und vor dem Chaos oder der Langeweile der kommenden Woche vorführen zu lassen, dass am Ende alles gut wird, dass das Gute siegt und das Böse verliert. So sicher wie das Amen in der Kirche.

Dabei wissen wir alle nur zu gut, dass unsere Welt nicht so funktioniert und dass es viele Geschichten gibt, die nicht gut enden. Aber gerade deshalb: Am Ende eines Tages – oder auch nur zwischendurch – in eine Geschichte einzutauchen, bei der man von vornherein weiß, dass alles gut ausgeht, ist geradezu Balsam für die Seele. Und wehe ein Krimi endet einmal nicht gut – dann geht es mir wirklich schlecht.

„Siehe, ich mache alles neu“ – die Jahreslosung, zu der ich gebeten wurde, etwas zu sagen, findet sich ganz am Ende der Bibel, in der Johannesoffenbarung. Dieses Buch funktioniert nach derselben Logik wie Märchen, Krimis, *Der Herr der Ringe* oder *Harry Potter*. Es erzählt eine Geschichte, bei der die Leserinnen und Leser von Anfang an wissen: Sie wird gut ausgehen.

Ziemlich zu Beginn stellt sich ein Mann namens Johannes vor und berichtet von einem alles andere als alltäglichen Erlebnis. Er habe eine Vision gehabt, sagt er – wofür man ihn schon damals hätte für verrückt halten können, was ich aber nicht tue:

„Und als ich mich umwandte, sah ich sieben goldene Leuchter, und inmitten der Leuchter eine Gestalt, einem Menschensohn gleich, gekleidet in ein Gewand, das bis zu den Füßen reichte, und um die Brust gegürtet mit einem goldenen Gürtel. Sein Haupt aber und sein Haar waren weiß wie weiße Wolle, wie Schnee, und seine Augen wie Feuerflammen, seine Füße gleich Golderz, wie im Ofen geglüht, und seine Stimme wie das Rauschen vieler Wasser. Und in seiner Rechten hielt er sieben Sterne, und aus seinem Mund kam ein scharfes, zweischneidiges Schwert, und sein Antlitz leuchtete, wie die Sonne strahlt in ihrer Kraft.“

Wenn Sie Lust haben, können Sie ja einmal versuchen, das zu Hause zu malen – das dürfte interessant werden.

„Und als ich ihn sah, fiel ich wie tot zu seinen Füßen. Und er legte seine Rechte auf mich und sprach: Fürchte dich nicht! Ich bin der Erste und der Letzte und der Lebendige; ich war tot, und siehe, ich lebe in alle Ewigkeit, und ich habe die Schlüssel zum Tod und zum Totenreich.“

Vermutlich geht es Ihnen wie den ersten Leserinnen und Lesern der Johannesoffenbarung: Bei den Worten „ich war tot, und siehe, ich lebe in alle Ewigkeit“ denken Sie an Jesus. Das ist ja tatsächlich eine knappe Zusammenfassung seines Weges, wie wir ihn auch im Glaubensbekenntnis nachzeichnen: „gekreuzigt, gestorben und begraben, hinabgestiegen in das Reich des Todes, am dritten Tage auferstanden von den Toten, er sitzt zur Rechten Gottes...“

Die Jesusgeschichte ist ebenfalls eine Geschichte mit einem Happy End. In fünf Wochen beginnt die Passionszeit, die auf den Karfreitag zuläuft – jenen Tag, an dessen Ende Jesus hastig in ein Grab gelegt wird und der Schlusschor der Matthäuspassion von Johann Sebastian Bach ihm nachruft: „Ruhe sanfte, sanfte ruh!“ So endet einer von vielen menschlichen Lebenswegen. Doch dann kommt überraschend der Ostermorgen und lädt dazu ein, sich vorzustellen – und darauf zu vertrauen –, dass der Tod nicht das letzte Wort hat. Er hatte es bei Jesus nicht, und er wird es auch bei uns nicht haben, darauf besteht die Kirche seit zweitausend Jahren mit großer Beharrlichkeit: „Weil du vom Tod erstanden bist, werd’ ich im Grab nicht bleiben“, heißt es in einem Lied unseres Gesangbuchs.

Mit der Erinnerung an diese Geschichte beginnt Johannes’ Erzählung. Gleich am Anfang steht also ein Happy End. Ich freue mich, dass uns die Jahreslosung bei diesem Neujahrsempfang dazu einlädt, uns daran zu erinnern: Alles gut!

Nun ist es allerdings so, dass für Johannes und seine Leserschaft keineswegs alles gut war. Bibelwissenschaftlerinnen und Bibelwissenschaftler rätseln seit Jahrzehnten, was die Menschen, die in der Johannesoffenbarung zu Wort kommen, eigentlich so Schlimmes erlebt haben mögen, dass sie zu dem Schluss kamen: „Von allein wird das nicht mehr besser. Da muss Gott ganz neu anfangen und alles neu machen“.

Früher dachte man an staatlich organisierte Christenverfolgungen, bis man herausfand, dass es diese zur Zeit der Abfassung der Johannesoffenbarung wohl noch gar nicht gegeben hat. Dann überlegte man: Vielleicht bildet sich Johannes nur ein, dass alles so schlimm sei, dass nur noch ein radikales „Siehe, ich mache alles neu“ helfen könne. Vielleicht kennen Sie die Geschichte von dem Mann, der ein Bild aufhängen wollte, aber keinen Hammer hatte. Er kommt auf die eigentlich gute Idee, sich einen beim Nachbarn auszuleihen. Doch dann beginnt das Gedankenkarussell: „Was wird der von mir denken, dass ich mir keinen Hammer leisten kann? Wie peinlich. Und überhaupt – was bildet der sich eigentlich ein, sich ein Urteil über mich zu erlauben?“ So geht es weiter, bis der Mann schließlich beim Nachbarn an die Tür hämmert und ihm ins Gesicht brüllt: „Behalten Sie doch Ihren blöden Hammer!“ Gedanken

können Wirklichkeiten schaffen – auch solche, die nur im eigenen Kopf existieren. Vielleicht war es bei Johannes ähnlich.

Was wir allerdings ziemlich sicher wissen: Im Römischen Reich war es grundsätzlich kein Problem, sich einer fremden Religion anzuschließen. Niemand nahm Anstoß daran, wenn man privat einen eigenen Kult pflegte, solange man ansonsten das tat, was alle anderen auch taten. Die Römer nannten das *mos maiorum* – die Sitte der Vorväter. Wenn man alles so machte, wie man es immer schon gemacht hatte, war alles gut.

Nur funktionierten die ersten Jesusgemeinden anders. Für sie war das, was andere an religiösen Vollzügen kannten, Götzendienst, an dem man auf keinen Fall teilnehmen durfte. Das ist ungefähr so, als würde jemand, der im letzten Jahr noch begeisterter Karnevalsprinz war, nun erklären: „Karneval ist totaler Mist! Da mache ich nicht mehr mit.“ Dann beginnen die Leute zu fragen: „Was ist denn mit dem los? Hat der sie noch alle?“ Und wenn man schließlich nirgends mehr mitmacht – was in der Antike fast unvermeidlich war, wenn man religiöse Vollzüge wie der Teufel das Weihwasser mied –, dann wird man irgendwann nicht mehr eingeladen, niemand möchte mehr Geschäfte mit einem machen, und man ist erfolgreich zum Außenseiter geworden. Solche Erfahrungen spiegeln sich in der Johannesoffenbarung, wie z.B. in diesem Vers::

„Und das Tier bringt alle, die Kleinen und die Großen, die Reichen und die Armen, die Freien und die Sklaven, dazu, sich auf die rechte Hand oder auf die Stirn ein Zeichen machen zu lassen, sodass niemand mehr etwas kaufen oder verkaufen kann, es sei denn, er habe das Zeichen: den Namen des Tieres oder die Zahl seines Namens.“

Das ist typisch Johannes: Er spricht in Rätseln, und man muss genau hinhören, um zu erraten, was er meinen könnte. Klar ist: Hier geht es um Menschen, die vom Wirtschaftsleben ausgeschlossen sind. Sie können nichts kaufen und nichts verkaufen – so wie neulich beim Stromausfall in Berlin, nur eben dauerhaft. Sie sind ausgeschlossen, weil sie sich weigern, ein bestimmtes Zeichen zu tragen.

In der Realität hat es solche Zeichen wohl nie gegeben. Aber sie stehen für die Unterscheidung zwischen denen, die dazugehören, und denen, die es nicht tun. Einen Vers später gibt Johannes seiner Leserschaft einen Hinweis zur Entschlüsselung:

„Hier ist Weisheit gefordert! Wer Verstand hat, berechne die Zahl des Tieres; denn es ist die Zahl eines Menschen, und seine Zahl ist sechshundertsechszig.“

In den alten Sprachen des Mittelmeerraums wurden Ziffern mit Buchstaben dargestellt. Die Zahl 666 lässt sich so auflösen, dass „Kaiser Nero“ herauskommt. Dieser galt schon zu Lebzeiten – und erst recht später – als völlig durchgeknallt. Ihm wurde nachgesagt, Rom in Brand gesetzt und die Schuld den Christen gegeben zu haben, die er daraufhin grausam verfolgen ließ.

Sollte die Zahl 666 tatsächlich auf einen römischen Kaiser verweisen, wäre klar, gegen welches Feindbild die Johannesoffenbarung anschreibt: gegen das *Imperium Romanum* mit seinen Großmachtsansprüchen und seinen alltäglichen Zwängen und Annehmlichkeiten.

Ich bemühe mal einen Vergleich, der wie alle Vergleiche hinkt, der aber vielleicht deutlich machen kann, dass die Welt der Johannesoffenbarung und unsere gar nicht so verschieden sind: Wir kleiden uns nach amerikanischem Muster, tragen Jeans und Sneaker, essen Hamburger, french fries, Chicken McNuggets, trinken Cola, nutzen Computer mit Apple- oder Windows-Betriebssystemen. Das mache ich auch – von den Chicken McNuggets einmal abgesehen. Genaus so tun es aber auch Menschen in Jordanien, Ägypten; Brasilien oder Singapur. Das ist ein globales Phänomen. So global ging es im römischen Reich auch zu.

Wenn Donald Trump Strafzölle erlässt, wird das Saarland nervös. Wenn seine Administration Firmen droht, die sich für Gleichberechtigung, Inklusion und Diversität einsetzen, überlegen diese zweimal, ob es für ihr wirtschaftliches Überleben nicht besser ist, mit dem Wind zu segeln statt gegen ihn. Globale Systeme funktionieren so – egal, ob sie von den USA, China oder einst von Rom dominiert werden.

Aus solchen globalen Systemen haben sich die Jesusgemeinden, an die Johannes schreibt, ausgeklinkt. Und das ist nicht lustig, denn sie leiden auch daran. Entsprechend träumt Johannes vom wirtschaftlichen Zusammenbruch dieses Systems und lässt Kaufleute und Seeleute in seiner Phantasie schon einmal darüber klagen:

„Und die Kaufleute der Erde weinen und trauern um sie, weil niemand mehr ihre Ware kauft: Gold, Silber, Edelsteine, Perlen, feines Leinen, Purpur, Seide und Scharlach und all das Thujaholz und all das Gerät aus Elfenbein und all das Gerät aus teuerstem Holz und Erz, aus Eisen und Marmor, auch Zimt und Amomum, Räucherwerk und Salböl und Weihrauch, Wein und Olivenöl, Weissmehl und Weizen, Rinder und Schafe, die Fracht von Pferden und Wagen und Sklaven, und Menschenleben. Und das Obst, an dem deine Seele sich ergötzte, ist dahin, und alles, was dein Leben angenehm und prächtig gemacht hat, ist dir verloren gegangen, und nie mehr wird es sich finden. [...] Und jeder Kapitän und jeder Küstenschiffer, die Seeleute und alle, die zur See fahren, blieben in der Ferne stehen, sahen den Rauch der Feuersbrunst und schrieen laut: Wer ist jetzt mit der grossen Stadt noch zu vergleichen? Und sie streuten Staub auf ihr Haupt, schrieen, weinten und klagten und sagten: Wehe, wehe der Stadt, der grossen, in der reich geworden sind durch ihren Wohlstand alle, die Schiffe auf dem Meer haben: In einer einzigen Stunde ist sie verwüstet worden!“

Johannes schreibt für Menschen, die wie gesagt unter diesen Strukturen leiden und darauf hoffen, dass sie verschwinden. Er ist überzeugt, dass genau das geschehen wird. Denn alles, was seine Leserinnen und Leser erleben, ist für ihn Teil eines großen Kampfes zwischen Gott und seinem satanischen Widersacher. Und weil Gott ihn für einen Moment in seine Karten hatte blicken lassen, weiß Johannes: Dieser Kampf ist bereits entschieden.

„Und es brach ein Krieg aus im Himmel: Michael und seine Engel kämpften mit dem Drachen. Und der Drache und seine Engel nahmen den Kampf auf, doch er vermochte sich nicht zu behaupten, und es gab für sie keinen Platz mehr im Himmel. Und hinabgeworfen wurde der grosse Drache, die alte Schlange, die auch Teufel oder Satan heisst und den ganzen Erdkreis verführt. Und er wurde auf die Erde geworfen, und seine Engel wurden mit ihm hinabgeworfen. Und ich hörte im Himmel eine mächtige Stimme rufen: Jetzt ist erschienen das Heil und die Kraft und die Königsherrschaft unseres Gottes und die Vollmacht seines Gesalbten. [...] Darum freut euch, ihr Himmel, und ihr, die ihr darin wohnt! Wehe aber der Erde und dem Meer, denn der Teufel ist zu euch herabgekommen; er ist voller Zorn, weil er weiss, dass ihm wenig Zeit bleibt.“

Im Klartext: Der Teufel hat schon verloren. Seine endgültige Beseitigung ist nur noch eine Frage der Zeit. Seine letzten Zuckungen sind allerdings heftig – wie bei einem verwundeten Tier. In diesem Bild steckt für mich ein tröstliches Potenzial: Gott herrscht im Himmel bereits als König, doch auf der Erde stehen seinem Willen andere Mächte entgegen. Wenn ich das in meine Sprache übersetze, heisst das: Es geschehen in der Welt Dinge, die Gott nicht will und nicht verursacht – die er gegenwärtig aber auch nicht verhindern kann.

Das kennen Sie aus dem Vaterunser: Wir würden nicht darum bitten, dass Gottes Wille geschehe, wenn er es bereits täte. Das bedeutet aber auch, dass Katastrophen, Kriege, Krankheiten und manche Todesfälle nicht Gottes Willen entsprechen. Sie sind weder von ihm verursacht noch zugelassen. Die Vorstellung eines allmächtigen Gottes, der alles steuert, ist so nicht biblisch. Das lehrt ausgerechnet die Johannesoffenbarung.

Sie verwendet den Begriff des „Allmächtigen“ häufiger als jedes andere biblische Buch – aber auf besondere Weise. Gottes Allmacht wird im Gottesdienst der Gemeinde besungen, aber im Vorgriff auf etwas, was noch nicht vollendet ist. Gott muss erst noch werden, was er sein soll.

Das ist ein weiterer Widerspruch zu traditionellen Gottesbildern: Gott muss erst noch werden, was er sein soll. Diesen Gedanken finden Sie gleich im Anschluss an unsere Jahreslosung:

„Und der auf dem Thron saß, sprach: Siehe, ich mache alles neu! ... Ich bin geworden. Ich bin das A und das O, der Anfang und das Ende.“

Erst ganz am Ende der Geschichte kann Gott sagen: „Ich bin geworden.“

Wenn Sie zuhause in ihren Bibeln Offenbarung 21,6 nachschlagen, werden sie vermutlich statt den Worten „Ich bin geworden“ den Satz „Es ist geschehen“ finden, was sich im griechischen Original fast genau so anhört. Dazu muss man wissen, dass die biblischen Bücher in vielen Handschriften überliefert sind, die sich zum Teil voneinander unterscheiden. Irgendwann gab es mal eine Originalhandschrift, die wir aber nicht mehr haben. Die wurde dann abgeschrieben, die Abschrift wurde wieder abgeschrieben und diese Abschriften dann wieder. Dabei passieren Fehler. Sie kennen das noch aus der Schule. Zu den Aufgaben der Bibelwissenschaft gehört es, in jedem Fall zu fragen, welche Textform wohl die älteste ist. Das ist nicht immer leicht. In unserem Fall kann man überlegen, ob es wohl wahrscheinlicher ist, dass jemand den Satz „Es ist geschehen“ gelesen hat, und dann stattdessen „Ich bin geworden“ schreibt. Oder ob es wahrscheinlicher ist, dass jemand, der mit dem

Gedanken groß geworden ist, dass Gott sich nicht entwickeln muss, den Satz „Ich bin geworden“ liest und dann bewusst oder unbewusst „Es ist geschehen“ schreibt. Das können Sie ja selbst mal ausknobeln.

Wenn Sie die Geschichte lesen, die Johannes erzählt, werden sie auch unabhängig von diesem Vers merken, dass auch Gott sich erst auf dem Weg zum Happy End befindet, so wie wir auch. Dass dieses aber kommen wird, davon ist Johannes überzeugt. Das ist für ihn so sicher wie das Amen in der Kirche.

Noch zwei Gedanken zum Schluss. Ich mag die Band *Element of Crime*. In einem Lied heißt es: „Bring den Vorschlaghammer mit, wenn du heute Abend kommst. Dann hauen wir alles kurz und klein. Der ganze alte Schrott muss raus, und neuer Schrott muss rein. Bis morgen muss der ganze Rotz verschwunden sein“.

Manchmal muss Altes weichen, damit Neues Platz hat. Auch in der Johannesoffenbarung wird kräftig entrümpelt. Die Mächte, die Gottes Willen im Wege stehen, werden beseitigt. Manche Zeitgenossen stören sich an der Brutalität der Bilder, die Johannes dafür verwendet. Die Bösen werden nämlich in einen Feuersee geworfen, wo sie auf ewig gequält werden. Manch einer kann sich auch daran stören, dass Johannes so schwarz-weiß denkt, dass es für ihn nur Gute oder Böse gibt. Aber so ist das nun mal in Märchen. Der böse Wolf ertrinkt am Ende mit den Wackersteinen im Bauch, die man ihm in einer nicht gerade mikroinvasiven Operation anstatt der von ihm gefressenen Geißlein implantiert hat. Und so ist es auch in Krimis. Ich kenne keinen Tatort, in dem sich am Ende Täter und Opfer vertragen und friedlich miteinander klarkommen. Die Täter werden entweder erschossen oder sie werden verhaftet (manchmal bringen sie sich auch selbst um) – aber am Ende müssen sie weg sein. Die Vorstellung von einer Versöhnung ist unfassbar schön und wertvoll – aber es gibt Fälle, in denen auch in der Realität nur die Schaffung einer maximalen Distanz zwischen Tätern und Opfern hilft.

Gewaltfantasien gehören zur menschlichen Psychohygiene. Darum ist die Bibel voll davon. Schade nur, dass wir davon so wenig lesen oder hören. Denn wer Aggressionen in seinem Kopf ausagieren kann, muss das in der Realität nicht tun. Darum findet sich in der Johannesoffenbarung auch kein Vers, der die Leserinnen und Leser dazu aufruft, doch selbst zum Schwert zu greifen.

„Siehe, ich mache alles neu“ – In den letzten Minuten habe ich so oft die Worte Märchen und Krimi in den Mund genommen, dass Sie sich fragen mögen, ob denn die Johannesoffenbarung für mich auch nichts weiter als eine schöne Geschichte ist. Meine Antwort: Sagen Sie niemals „nur“ zu einer Geschichte. Geschichten sollte man nie unterschätzen, denn wir alle erzählen Geschichten. Wenn Sie morgens aufstehen und gespannt auf den neuen Tag sind, erzählen Sie eine Geschichte. Wenn Sie mit dem Gedanken aufstehen „Och, nicht schon wieder“, dann erzählen Sie auch eine Geschichte. Wenn Sie glauben, dass mit dem Tod alles aus ist, dann erzählen Sie eine Geschichte. Wenn Sie zwar auch nicht wissen, was nach dem Tod sein wird, aber dennoch glauben, dass da etwas auf Sie wartet, erzählen Sie auch eine Geschichte. Wenn Sie meinen, dass sowieso egal ist, was man tut, ist das eine Geschichte. Und wenn

man davon ausgeht, dass es einen Moment geben wird, in dem man sich dafür wird verantworten müssen, was man getan hat – und sei es, dass man im Licht der Liebe Gottes erkennt, wem man im Leben alles Liebe schuldig geblieben ist, ist das auch eine Geschichte. Wenn man davon überzeugt ist, dass alles immer schlimmer wird, ist das eine Geschichte – und wenn man trotz allem, was um uns herum passiert, mit der Jahreslosung daran glaubt, dass einmal alles gut werden wird, dann ist das auch eine Geschichte – und zwar eine, mit der sich dieses Leben gut bestehen lässt. Ich jedenfalls möchte versuchen, mich in diesem Jahr darauf einzulassen.

*Martin Vahrenhorst*